

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 12

Artikel: Wirkungen der politischen Grenze
Autor: Leisi, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-156452>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

konkretisieren sich die Vorstellungen einer neuen Kulturblüte, die auf ganz anderen Werten beruht, als sie bisher der abendländischen Menschheit als begehrenswert vorschwebten. Auch in den breiten Massen spiegelt sich diese Entwicklung wieder. Die christlich gesinnten Wähler werden wohl mit einer seltenen Leidenschaft in den Wahlkampf eintreten, der doch eigentlich durch das Scheitern des Schulgesetzes in seiner verfrühten Art und Weise verschuldet ist. Der Liberalismus wird sich außerordentlich schwer tun, da er die Zeichen der Zeit verkannt hat. Eine kulturelle Front des Liberalismus mit dem Sozialismus wird wohl zu dem gänzlichen Niedergange des deutschen Liberalismus führen. Hier offenbaren sich dem Unbefangenen die Zeichen unserer Zeit.

Endlich wäre noch kurz die außenpolitische Lage des Reiches zu streifen, die ja wohl von den französischen Wahlen nicht ganz unabhängig erscheint. Dieser Schein trügt indessen. Wir glauben nicht, trotz privater Ausflüge Dr. Wirths nach Paris, daß ein grundsätzlicher Umschwung der französischen Außenpolitik zu erwarten steht. Ob Deutschland in der Lage sein wird, für die ihm heute schon zustehende Räumung des Rheinlandes einen erneuten Kaufpreis zu zahlen, ist mehr wie zweifelhaft. Unter diesen Umständen wird in dem Augenblicke, wo die deutsche Öffentlichkeit nicht mehr restlos mit innenpolitischen Angelegenheiten befaßt ist, selbsttätig der Schrei nach einer Neuorientierung der deutschen Außenpolitik erwachen. Wir stehen im zehnten Friedensjahre nach Beendigung des Weltkrieges und von einer Liquidation desselben kann kaum gesprochen werden, wenn auch die Freigabe des deutschen Eigentums in den Vereinigten Staaten einen erfreulichen Schritt in dieser Richtung bedeutet. Wie dem auch sei, so läßt sich heute für die Zukunft mit ziemlicher Sicherheit sagen:

Wenn auch der Erneuerungswille im Reiche erfreulich zugenommen hat, auch sonstige Zeichen der Konsolidierung vorhanden sind, ist noch keineswegs jene innere Ruhelage und jener außenpolitisch beruhigende Zustand erreicht, wo man erleichtert aufatmen könnte. Es ist bei uns alles in Fluß geraten und wird voraussichtlich immer mehr in Bewegung kommen.

Wirkungen der politischen Grenze.

Von E. Leifi, Frauenfeld.

Rhein und Bodensee, die uns von Deutschland scheiden, bilden eine dermaßen natürliche Grenze, daß man erwarten könnte, hüben und drüben verschiedene Volksstämme zu finden. Indessen haben sich die Alamannen in der Völkerwanderung an diese gegebene und einleuchtende Gemarkung nicht gehalten, sondern sich auf beiden Seiten niedergelassen. Beiderseits wohnen also heute noch Alamannen. Aber die politische Entwicklung hat sie auseinander gebracht, wie zwei Brüder, die verschiedene

Berufe ergriffen haben und deshalb mit der Zeit nicht nur in der Lebenshaltung, sondern zum Teil sogar in der Denkweise verschieden geworden sind. Es gewährt manche kleine Entdeckerfreude, solchen Verschiedenheiten nachzugehen und sich zu überlegen, wann und warum sie eingetreten sind. Wir möchten den Vergleich, soweit er uns möglich ist, einmal für den Thurgau und die jenseits der Grenzscheide gelegenen Landschaften Hegau und Linzgau durchführen. Freilich müssen wir uns dabei auf die mit den Augen sichtbaren Unterschiede beschränken; denn um Abweichungen in der Denkweise beurteilen zu können, wäre langes Zusammenleben mit beiden Teilen des Alamannenstammes nötig, und auch dann würde es gewiß an falschen Verallgemeinerungen nicht fehlen.

Daß es sich hier und dort um denselben Volksstamm handelt, beweist ohne weiteres die Mundart. Man glaubt bei uns oft, jenseits der badischen Grenze hochdeutsch sprechen zu müssen, weil die Leute, die man drüben zuerst trifft, mehr oder weniger die Schriftsprache verwenden. In der Tat sind die Zollbeamten, die Gastwirte und Kellner, die Angestellten der Post und der Bahn meistens mehr landeinwärts zu Hause und ihre Sprache erscheint uns deshalb fremdartig. Hat man aber diese erste Schicht durchstoßen und gelangt man zu den richtigen Einheimischen, so staunt man über die nahe Verwandtschaft ihres Dialektes mit der benachbarten Schweizer Mundart. Das schweizerische „Grüezi“ überschreitet allerdings die Grenze nicht, und auch „Adieu“ ist bekanntlich seit dem Kriege in Deutschland durch „Auf Wiedersehen“ ersetzt. Aber unser schweizerisches „gsi“ für „gewesen“ geht nördlich bis zur Neckarquelle, und eher noch weiter gehen die mittelhochdeutschen Monophthonge u und i („Hus, Wi“), während sie allerdings nach Osten zu schon in Oberschwaben den Diphthongen au und ei Platz machen. Das städtische Idiom ist in höherm Grade als bei uns durch Zuwanderung verdorben und der Schriftsprache genähert; so hört man in Konstanz fast nur noch das hier nicht einheimische „gwese“. Auf dem Lande jedoch ist der Unterschied der Mundart eines Hegauers und eines Thurgauers lange nicht so groß wie etwa zwischen Thurgau und Appenzell. Immerhin ist folgende Erscheinung bezeichnend: Der Schweizer greift zu Hause erst zum Hochdeutschen, wenn er merkt, daß der andere Mühe hat, ihn zu verstehen — am Überlingersee nimmt der Bauer ohne weiteres an, daß der städtische Unbekannte die Mundart nicht verstehe, und spricht mit ihm von Anfang an ein besseres Deutsch, etwa so, wie er es in der Kaserne in Karlsruhe gehört hat, bis er merkt, daß der andere sich auch des Alamannischen bedient. Dieser Umstand läßt den fremden Besucher oft lange nicht zum Ortsdialekt vordringen.

Durchaus gleich ist ferner das Temperament der schweizerischen „Seebuben“ und der deutschen „Seehäsen“. Sie haben das schwerflüssige Alamannentwesen, dessen Träger kaum je in Begeisterung zu bringen sind. In einem deutschen Dorfe am See, abseits von der Eisenbahn, wurde ein neues schönes Motorboot angeschafft. Das war ein rechtes Ereignis, denn fast aller Verkehr des Ortes, alle Vereins- und Schulreisen sollten in Zukunft von dem Boot vermittelt werden. Zum Empfang des Schiffes

hatten sich die Dorfbewohner versammelt, und das junge Schloßfräulein, begleitet von seinen gräflichen Eltern, nahm die Taufe vor. Also ein hoch erfreulicher Augenblick. Aber nicht der geringste Jubelruf erhob sich aus der gespannt harrenden Menge: es war, als ob die Leute nicht wüßten, was für Interjektionen sich bei solcher Gelegenheit anbringen ließen. Ich konnte nicht umhin, nachher zum Bürgermeister zu sagen: „Nun kenne ich Ihre Bodenseeleute, sie sind genau so trocken und wenig begeisterungsfähig, wie meine eigenen Landsleute.“

Übereinstimmend ist endlich die Bauart des Bauernhauses diesseits und jenseits des Bodensees. Das ist freilich kein Wunder; denn man weiß, daß das thurgauische Kiegelhaus etwa im 17. Jahrhundert von Schwaben hergekommen ist, zu einer Zeit, als die gelichteten Wälder nicht mehr den reinen Holzbau erlaubten. Bekanntlich gab es seither eine Periode, wo man hüben und drüben die Kiegel als altväterisch und bäurisch verachtete und nach Möglichkeit übertünchte. Heute schätzt man sie wieder. Im Thurgau sind zahlreiche Fachwerkhäuser von den Eigentümern wieder hergestellt und neu bemalt worden. Im Hegau und Linzgau hat auf Veranlassung des Heimatschutzes vor dem Krieg der Staat an die Erhaltung einiger malerischer Häuser namhafte Beiträge gegeben. Dann aber gebot der Krieg solchen Bestrebungen Halt, sodaß nunmehr der Thurgau viel mehr gepflegte Fachwerkbauten aufzuweisen hat, als die Dörfer über dem See. Auch das Dorfbild zeigt dort die schweren Wirkungen des Krieges im Hinterland.

Vor alters lag keine Landesgrenze zwischen dem Thurgau und dem Gebiet jenseits des Sees. Das war zu der Zeit, als hier und dort noch Habsburg das Regiment führte. Am Hofe des Bischofs von Konstanz und in der Pfalz des Abtes der Reichenau traf damals der thurgauische und der oberbadische Adel zusammen; gemeinsam zog man in die Kriege gegen die Eidgenossen und die Appenzeller. Die ältern Urkunden des Bistums Konstanz liegen sogar zum großen Teil in Thurgauer Archiven und werden jetzt im Thurgauischen Urkundenbuch gedruckt. Thurgauische Klöster, wie Feldbach und Kreuzlingen, hatten Besitz im Linzgau, während Petershausen, Salem, Reichenau und das Hochstift Konstanz selber weit und breit im Thurgau die Grundherrschaft besaßen. Fast das ganze 15. Jahrhundert hindurch war außerdem das Landgericht im Thurgau kaiserliches Lehen der Stadt Konstanz.

Drei Ereignisse führten schrittweise die Trennung herbei: zuerst die Eroberung des Thurgaus durch die Eidgenossen 1460, dann der Schwabenkrieg und endlich die Reformation. Man weiß, daß Konstanz zwar im Schwabenkrieg aus Ärger über eidgenössische Begehrlichkeit hinsichtlich des Landgerichtes mit den Feinden der Schweizer gemeinsame Sache machte, aber sich ihnen nachher gerne wieder näherte, zumal da die Einführung der Reformation es mit Zürich verband. Der Thurgau nahm den neuen Glauben an, dagegen blieb die deutsche Bodenseelandschaft katholisch und in Konstanz unterdrückte Osterreichs schwere Hand seit 1548 den Protestantismus aufs gründlichste. Glaubensverschiedenheit bildet aber eine fast so starke Scheidewand, wie Verschiedenheit der

Sprache. Seitdem war Konstanz und sein deutsches Nachbargebiet für die Mehrheit der Thurgauer ein völlig fremdes Land; einzig die Klöster und ein Teil des thurgauischen Adels setzten die alten Beziehungen fort.

Hervwärts des Sees haben wir fortan die Republik und den Protestantismus, drüben die Monarchie und den Katholizismus. Im äußern Erleben ist zunächst die Schweiz entschieden im Vorteil. Der große Bauernkrieg, der gerade im Hegau furchtbar wütet und aus Städten unbedeutende Dörfer macht, überschreitet die Schweizer Grenze nicht. Im Dreißigjährigen Krieg, der nach einem bekannten Wort Deutschland um ein Jahrhundert zurückgebracht hat, erlebt der Überlingersee mit seinen Städten, Burgen und Klöstern ein vollgerütteltes Maß an Ungemach. In den Thurgau scheint er in einem kritischen Augenblick auch eindringen zu wollen, dann aber kommt das Land mit dem bloßen Schrecken davon (bei der Belagerung von Konstanz durch die Schweden). Was man an Burgtrümmern im Linzgau findet, erinnert meistens an den Dreißigjährigen Krieg, während die thurgauischen Ruinen Zeugen der Appenzeller Kriege sind. Erst im 19. Jahrhundert wird das Schicksal der deutschen Bodenseelandschaft durch den Anschluß an ein großes Reich günstiger, aber auf seinen glänzenden Aufstieg folgt das schwere Unglück des Weltkrieges.

Während im Thurgau der alte Burgenadel früh ausstarb, und auch die städtischen Patrizier, die auf den Gütern an seine Stelle traten, selten durch mehrere Generationen hindurch Reichtum und Ansehen bewahren konnten, hielten sich unter dem Schutz der Fürsten überm See die adeligen Familien länger, zum Teil bis in die Gegenwart. Und so ergab sich der bekannte Gegensatz: in der Republik sind die Glücksgüter gleichmäßiger verteilt, in der Monarchie ragen einzelne Bevorzugte durch großen Besitz hervor, während die Allgemeinheit bescheidener leben muß, als im Freistaat. Ich kenne eine Gegend am Überlingersee, wo ein Majoratsherr in mehreren Gemeinden fast alles Land besitzt. Die Dorfbewohner waren früher seine Hörigen und sind jetzt noch zum guten Teil seine Tagelöhner; an eigenem Besitz haben sie meistens nur Land für zwei bis drei Rühle. Diese Gegend macht dem, der von der Schweiz herkommt, entschieden den Eindruck der Armut. Andererseits hat das Vorhandensein eines reichen Adels oder eines fürstlichen Landesherrn für eine Landschaft den Vorzug, daß leichter Monumentalbauten zustande kommen als in der Demokratie. Wenn sie zunächst auch nur die bauende Familie verherrlichen sollen, so dienen sie doch der ganzen Gegend zum Schmuck. So hat der Überlingersee Sehenswürdigkeiten ersten Ranges erhalten, wie das Schloß Heiligenberg mit seiner wundervollen Kapelle und dem glänzenden Saal, oder den prangenden Garten der Mainau. Dazu kommt, daß die Abtei Salem die thurgauischen Stifter an Reichtum weit übertroffen und deshalb gleichfalls Prunkbauten hinterlassen hat, mit denen die stattlichsten thurgauischen Klosterkirchen nicht wetteifern können. Als die Konstanzer durch die Annahme der Reformation ihren Bischof vergrämten, wandte er sich natürlich nicht nach dem reformierten Thurgau, trotz seiner vielen dortigen Besitzungen, sondern

machte Meersburg zu seiner neuen Residenz und beschenkte das malerische Felsenest mit den weithin schimmernden Schlössern. Endlich ist zu sagen, daß Konstanz und Überlingen dank ihrer günstigen Verkehrslage Reichtum und Reichsfreiheit erlangen konnten und damit all das erreichten, was den Bürgerstolz in Reichsstädten so sichtbar zum Ausdruck bringt: stattliche Rathhäuser und Kirchen, malerische Tore und Türme. Im Gegensatz dazu lagen die thurgauischen Städtchen an Stellen ohne ausgeprägten Verkehr, wo nie viel aus ihnen werden konnte; damit mußte auch ihre bauliche Entwicklung bescheiden bleiben.

In Hinsicht auf Denkmäler der Baukunst ist also der Linzgau viel günstiger daran, als der Thurgau, und zwar zum größten Teil dank der Verschiedenheit der Staatsform und der Konfession. Nun mögen noch einige Erscheinungen erwähnt werden, welche die Einwirkung der Konfession auf das Volksleben erkennen lassen. Auf den ersten Blick zeigt sich z. B. darin ein Gegensatz, daß die Fastnacht auf der deutschen Seite laut und lärmend gefeiert wird, während das reformierte Thurgauer Ufer davon fast unberührt bleibt. Wichtige Geschäfte können am schwäbischen Ufer nicht auf die Karnevalszeit angesetzt werden. Seltsame uralte Gestalten treten dort auf, in Meersburg der „Schnabelgiere“, in Überlingen der „Hänsele“. Die Rede geht, daß in Überlingen fast ein jeder Einwohner im Schrank versteckt das unkenntlich machende Hänselekleid besitze und es in der „Fasnet“ auch benütze, um incognito seinen Schabernack zu treiben. Am ganzen Schweizerufer spielt die Fastnacht nirgends eine Rolle; nur in Ermatingen hat sich aus katholischer Zeit ein eigenartiger Brauch erhalten, die lustige Groppenfastnacht, die aber erst am Sonntag Laetare gefeiert wird.

Ein anderer Brauch fällt dem Thurgauer, der die Grenze überschreitet, den ganzen Sommer hindurch auf. Am Palmsonntag werden bekanntlich in der katholischen Kirche grüne Zweige, die sogenannten Palmen, gesegnet. In manchen Gegenden verschwinden diese „Palmen“ wieder, wenn sie verdorrt sind, wenigstens sind sie im Schwarzwald, wie im katholischen Thurgau nicht weiter zu sehen. Im Hegau und Linzgau dagegen werden sie über die Stalltüren gesteckt und bleiben da noch, wenn sie schon lange verdorrt und ihre Bänder verbleicht sind. Diese dürren Besen ziehen im Sommer den Blick auf den Stall und betonen ihn mehr als nötig ist. Viel schöner ist es, wenn reichliche Blumen die Wohnungsfenster hervorheben, wie man es in den koketten Schweizer Dörfern am Untersee sieht. Überhaupt verwenden die Thurgauer durchschnittlich viel größere Sorgfalt auf die Pflege der Blumen und der Gärten, als die deutschen Nachbarn. Wer im Sommer wandernd die Grenze überschreitet, der nimmt diesen Unterschied meistens zu allererst wahr.

Unbestreitbar ist es dagegen, daß man am deutschen Bodenseeufer viel mehr Sagen kennt, als auf der Schweizer Seite. Ob auch dies mit dem Unterschied der Konfessionen zusammenhängt? Es kann ja nicht bestritten werden, daß der Protestantismus nüchtern ist, während im Katholizismus ein gutes Stück Romantik steckt.

J. C. Heer hat in „Freiluft“ eine stattliche Anzahl von Sagen des deutschen Ufers zusammengestellt, und ein Überlinger Arzt hat sogar ein ganzes Buch alter Mären von seinem Seearm gesammelt. Demgegenüber wüßte ich am ganzen Schweizer Ufer nicht ein Schloß, nicht eine Burgruine, mit denen sich die dichtende Volkspheantasie beschäftigt hätte. Überhaupt ist es merkwürdig, daß jenseits der Grenzgewässer viel mehr Poesie zu Hause ist. Meersburg ist stolz auf seine Annette v. Droste-Hülshoff; der Hegau und die Stadt Säckingen sind von Scheffels Muse verklärt, und das Wiesental lebt von der Erinnerung an Hebel. Wo ist der Schweizerort, die Schweizergegend am Rhein, die ein namhafter Dichter der Verherrlichung wert befunden hätte? Wohl hat es einer mit Schwarzwasserstelz versucht; aber wie wenig volkstümlich ist Kellers Hadlaub neben Scheffels Gebilden? Der Inbegriff der landschaftlichen Schönheit ist für den Schweizer eben immer das Hochgebirge, ihm ist sein Antlitz zugekehrt. Was die Ebene bietet, und wäre es noch so reizvoll, ist ihm Alltag, für den man sich nur ausnahmsweise begeistern kann.

Annette v. Droste-Hülshoff hat nach einem Jahr Aufenthalt im Thurgau ein höchst ungünstiges Urteil über ihn gefällt, während Meersburg, wo sie später lebte, ihr durchaus zusagte. Das Urteil ist übertrieben, ist ungerecht, sobald man sich die Entwicklung des Thurgaus, der protestantischen Demokratie überhaupt, vor Augen hält. Wer aber bedenkt, daß sie eine Aristokratin, eine Katholikin und zugleich eine Dichterin war, begreift, warum sie zu der Geringschätzung für den Thurgau und zu der Sympathie für Meersburg kommen mußte.

Zur Krisis in der Architektur.

Ein Wort für die neue Bauweise.

Von Hans Raschle, Baden.

Unter der Spitzmarke „Die Krisis in der Architektur“ hat Architekt Alexander v. Senger in der vorletzten Nummer der „Monatshefte“ geistreich über Le Corbusier (bürgerlicher Name: Jeanneret) und seinen Kreis geschrieben. Mit feinem Spürsinn hat er die Schwäche der „Sensation Le Corbusier“ erkannt: das philosophische Brimborium, womit sich der Propagandist Jeanneret umgibt, um den Architekten Le Corbusier auch bei den männlichen und weiblichen Schön- und Schwarmgeistern, denen Bauweise Hefuba und allgemeine Weltverbesserungstheorie Nervenfutter ist, in Stimmung und Ansehen zu setzen.

Gewiß sind Vergottung der Maschine und Mechanisierung des Menschen, Ersetzung des Organischen durch das Organisierte und Verdrängung der Kultur durch die Zivilisation Dogmen des bolschewistischen Evangeliums. Das dokumentarische Material in „Geist und Gesicht des Bolschewismus“ von Fülöp-Miller, welches aufschlußreiche Werk über